

Landeszeitung für die Provinz Sachsen

Jahrgang 218

für Anhalt und Thüringen

Nr. 179 a

Bezugspreis: monatlich 2 M., einschließlich Zustellungsgebühr — Bestellungen nehmen sämtliche Postämter, Buchhandlungen und andere Anzeigenstellen entgegen. — Distanzbestellungen sind unter Vorbehalt des Rücktritts zu machen.

Halle-Saale

Anzeigenpreis: Die Spaltenzeile 30 mit breiter Grundlinie, 10 Pfennig, alle anderen 20 Pfennig, 5 Pfennig, die Spaltenzeile 30 mit breiter Grundlinie 10 Pfennig, Absatz nach Tarif, Erklärungen: Ballen- und für Plakatarbeiten abgemacht mit dem Tarif.

Redaktionsbüro Halle-Saale, Leipziger Straße 61/62, Fernamt Zentrale 2801, täglich von 7 Uhr an Redaktion 5609 und 5610. — Druckerei Fontäne Leipzig 2012

Sonntag, 2. August 1925

Redaktionsbüro Berlin, Bernburger Str. 30, Fernamt Am Kurfließ Nr. 6290, Eigene Berliner Schriftleitung. — Druck von Otto Ehle, Halle-Saale

Der Reichstag - ein kommunistisches Tollhaus

Was Kommunisten „Opposition“ nennen

Zwei Kommunisten polizeilich aus dem Saale geführt

Berlin, 1. August.
(Eigener Drahtbericht.)

Der Reichstag hat heute die Sitzung um 10.30 Uhr. Der Eintritt in die Tagungssaal war sehr zahlreich. Graf Helldorf (Rechts) hat eine Erklärung ab, in der er Bezug nimmt auf die gestrige Erklärung des Reichspräsidenten über den angeblichen übertriebenen Mißbrauch der Reichsgewalt. Graf Helldorf hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern. Graf Helldorf hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern.

Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern. Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern.

Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern. Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern.

geschäfte angewandt worden ist. (Ungehöriger Lärm bei den Kommunisten. Besonders der Abgeordnete Höllein läßt die Schreie aus.) Die Meinungen des Reichspräsidenten sind nicht zu ändern. Reichspräsident Graf Helldorf hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern.

Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern. Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern.

Die dritte Sonabend-Sitzung.

Am 2. Uhr betritt Reichspräsident Graf Helldorf den Saal und wird von den Kommunisten mit Lärm empfangen. Besonders Höllein schreit ihm unaufhörlich entgegen: „Sie Heuler!“ Reichspräsident Graf Helldorf hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern.

Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern. Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern.

Die vierte Sitzung

Reichspräsident Lohse eröffnet die Sitzung wieder um 3 Uhr 50 Minuten. Er teilt mit, daß der letzten Vorgänge erst entschieden wird, wenn die ordnungsgemäße Beschaffung der Kommunisten vorliegt.

Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern. Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern.

Die neue Sitzung

Um 2 Uhr eröffnet Reichspräsident Graf Helldorf wieder die Sitzung. Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern.

Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern. Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern.

Hg. Dr. Heuß (Dem.) beantragt, die Umsatzsteuer, die der Ausfuhr auf 1,25 Prozent festgesetzt hat, auf 1 Prozent zu ermäßigen.

Reichspräsident Graf Helldorf hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern. Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern.

Verleumdungen

Berlin, 1. August.

Freier v. Freitag-Loringhoven bittet um Aufnahme folgender Erklärung: Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern.

Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern. Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern.

Gintreffen der Schupo in Offen

Offen, 1. August.

Heute um 11 Uhr vormittags trafen aus dem Offener Hauptbahnhof 600 Mann Schupo unter dem Kommando des Polizeikommandeurs Justus aus dem Regierungsbereich Münster ein. Sie wurden von der auf dem Hauptbahnhof versammelten gewaltigen Menschenmenge jubelnd begrüßt.

Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern. Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern.

Ende des Bergarbeiterstreiks in Sargbriet

Saarbrücken, 1. August.

Heute vormittag lagte hier die beschlagene Arbeiterkonferenz des Gewerkschaftsvereins sächsischer Bergarbeiter, um zu dem Ergebnis der Verhandlungen mit den französischen Arbeitsminister und der Bergarbeiterdelegation in Saarbrücken Stellung zu nehmen. Die Konferenz folgte folgenden Beschlüssen:

Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern. Der Reichspräsident hat die Reichsgewalt als ein notwendiges Mittel bezeichnet, um die Reichsgewalt zu sichern.

lt. Sel
runge
Metere
bildung
einad.

Ruch in
Wacker
meister
en Bilde
des Alt
Der HSC
jekt auf
an der
neue
eige, die
sprüchen
nd. Der
and. Von
1925 auf
rt Kriegs
die Radren
als ihren
der leider
cker wird
er komme
sport
auf dem
llsposten
und des
mittel-
zur Er-
fundung
bedru-
Wunsch
unweifen
nderradt
bilidiums
denen Sub-
bündchen.
altungen
sch beson-
acht aus-
Der HSC
Ehrung

asiach

ng
ten
Ritte

Ein Hilferuf aus Schneidemühl an Hindenburg

Die Flüchtlinge verlangen scharfe Gegenmaßnahmen

Schneidemühl, 1. August.

Die in den Flüchtlingslagern untergebracht deutschen Opanten haben an den Reichspräsidenten und die Reichsregierung folgenden Protest gerichtet: „Diese Hundert deutsche Opanten, durch polnische Willkürverhandlungen von Haus und Hof vertrieben, erheben gegen die menschenunwürdige Behandlung, die ihnen zuteil geworden ist, flammenden Protest und bitten den Herrn Reichspräsidenten und die Reichsregierung, die unbillige Lage der Flüchtlinge mit allen Mitteln zu bessern, scharfe Gegenmaßnahmen gegen die in Deutschland befindlichen Polen durchzuführen, insbesondere die gleiche Anzahl Polen unter genau denselben Bedingungen aus Deutschland auszuweisen.“

Ein Gang durch Schneidemühl

Das Elend im Durchgangslager

Schneidemühl, 1. August.

Laufende Ströme in diesen Tagen zusammen, Laufende, die heimlos werden. Nur das notwendige Obst und Gut fügen sie mit sich. Weiter drängte der Zug durch ehemals deutsches Land, der Grenze zu. Auf allen Stationen freigen

Wettfeiern. Etwas mochnischer sieht es bei denen aus, die längere Zeit im Lager verweilen, die Siebzler, die auf Zuweisung einer Wohnung durch die Regierung warten. Sie sind die Vorhänge der Not vielmal durch Züren ersetzt, an denen die Namen der Bewohner zu lesen sind. Die einzelnen Gellengänge sind nur sehr schmal, um möglichst viel Raum zu gewinnen. Wärter sorgen für Ordnung und Reinlichkeit. Bei gutem Wetter können sie sich lieber draußen auf, Kinder spielen dort, Männer sitzen in Gruppen beisammen, erzählen von der verlorenen Heimat und fassen die dunkle Zukunft zu erhitzen, Frauen sind bei ihrer Handarbeit oder lesen von Einkäufen und Besorgungen zurück.

Die Verpflegung

ist hinreichend. Eine gemeinsame Küche ist vorhanden, eine für die Gesunden und eine für die Kranken. Eine weitere Küche soll noch eingerichtet werden. Außerdem sind in einem Seitenraum noch mehrere Herde aufgestellt, die zur Selbstverpflegung zur Verfügung stehen, ebenso ein Backraum. An sanitären Einrichtungen sind ein Arzt- und ein Wägenzimmer vorhanden. Ein Arzt hält regelmäßig Sprechstunden ab. Für die noch nicht schulpflichtigen Kinder ist ein Spielraum eingerichtet, in dem die Kinder unter Aufsicht einer Erzieherin spielen. Die schulpflichtigen Kinder gehen teils in die Schulen auf dem Schloßberg, teils in die Wismarschule. Alle 14 Tage wird Sonntag ein Gottesdienst abgehalten. Ein Belegzimmer, eine Bibliothek dienen für die Stunden der Erholung. Die Wandergesellschaft besonders groß ist, ein Wand unübersehbarer Folgen haben würde, ist eine besondere Feuerförderungs erlassen worden.

Amerikanisches Echo

New York, 1. August.

Die Stimmung des Ausgabes und die Ausrichtung der Deutschen aus Polen werden hier stark beachtet. In dieser letzteren Frage ergreifen jedoch die hiesigen Wähler durchsicht nicht einmütig die Partei Deutschlands. Der Berliner Korrespondent des „New York Herald“ bringt es sogar fertig, Aburteilung und Deutschfeindschaft miteinander zu verbinden, indem er erklärt, während die liberal-demokratische Presse Berlins das Schmerzschickel auf die Stimmung des Ausgabes legt, zeigen die rechtsstehenden Zeitungen die Wählerdeklarationen aus Polen auf. Die „New York Times“ bezeichnet die gegenwärtigen Vorgänge im Osten als charakteristisch für die Gefühle, die in den Geiräten zu beiden Seiten der deutsch-polnischen Grenze herrschen. Diese unzufriedenen Zustände hoffe Deutschland durch seinen Beitritt zum Völkerverbund zu bessern. (1) Nur die „New York World“ ergreift Deutschlands Partei und sagt, die Ausweisung der Deutschen aus Polen sei eines der bittersten Ergebnisse der Zerreißung Osterreichens. Polen wäre für die Vertreibung so vieler, antwortlich, die einen Vorgang darstelle, der bisher noch in der Türkei und in Griechenland, nicht aber in Mitteleuropa so möglich gehalten worden wäre. Die deutschen Gegenmaßnahmen könne man damit in Beziehung nicht in Verbindung bringen, da die aus den betreffenden Gebieten Vertriebenen dort bereits seit Generationen ansässig wären, während die aus Deutschland Ausgewiesenen sich nur vorübergehend dort aufhalten hätten.

Das Elend der Opanten



Von Haus und Hof ohne Unterschied des Alters vertriebene mit ihrem wenigen Hab und Gut.



Neuangekommene Ausgewiesene vor der Opanten-Bermittlungsstelle in Schneidemühl.

neue Opanten ein, eine endlose Schar, das gleiche Leid auf allen Wechtern, das gleiche Weh in aller Herzen, die gleiche Liebe zum gemeinsamen Vaterlande.

Beständig einige Frachtfuhrwerke stehen bereit, die Ankommenden aufzunehmen, sie und ihr Gepäck. Nicht zusammengepackt stehen alle auf den Wagen oder lauern auf ihrem Kleinfuhr, alte Frauen, Männer, Jünglinge, Mädchen und Kinder jeden Alters. So geht durch die Straßen Schneidemühs, Wohl sieht man sie, ihre Eltern, nur wenige aber scheinen ihnen nähere Beachtung.

Und nun das Lager selbst: die Alibrotoswerke, die kürzlich noch der Grenzschutzstellung dienen, liegt aber als Durchgangslager eingerichtet sind. Die Verteilung liegt in den Händen des Obersten Engelke, dem die Herren Gutheil, Gollentkamp und Sell zur Seite stehen. Außerdem sind 24 Angehörige der Wehrmacht, mehrere Schwestern, einige männliche und weibliche Hilfskräfte. Die Verteilung hat mit schier unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, ist mit Arbeit bedrückt, überlässt, daß sie sich kaum noch durchzusetzen weiß. Trotzdem gibt sie sich alle erdenkliche Mühe, das Elend und die Not der Opanten zu mildern. Zu gering sind die Mittel, die dem Noten Kreuz zur Verfügung stehen, denn fast ausschließlich trägt das Rote Kreuz die Lasten. Und wenn man die ständig wachsenden Zustrom sieht, die Hunderte, die alle Tage hinzukommen, dann fragt man sich, wie ist es nur möglich mit den geringen Mitteln die Not zu beheben. Schon ist das Lager nahezu überfüllt. Nur wenige verlassen es, um weiter zu reisen, weil sie ungenügend anverwandt Aufnahme und Unterkunft gefunden haben.

Der Durchgang aber bleibt zurück. Für annähernd 4000 Opanten ist der Platz vorgehalten. Weilsicht nur wenige Tage dauert es noch, dann kann das Lager keine neuen Flüchtlinge mehr fassen. Wo sollen dann die Vertriebenen hin? Keine Freude macht es, unter Tausenden hier zu weilen. Die meisten trösten sich, daß ihr Los vielleicht nur wenige Tage währt, vielleicht! Wie oft aber werden aus den Tagen Wochen, Wochen des Soffens, Wochen der Enttäuschung. Denn die unerträgliche Hitze der letzten Woche, die Inbill der Witterung, und wenn der Aufenthalt noch Monate dauern sollte, wie soll dann der Winter überstanden werden?

Der Verteilung soll gewiss kein Vorwurf gemacht werden, weil aber den letzten den Berliner Regierungsstellen. Wo stehen diese Häuser für die deutschen Opanten? Wo bleibt die Hilfe der Tat? Wer im Westen gemessen ist, weiß, was dort geschaffen wird, wie für die Ausgewiesenen gesorgt wurde. Für alle möglichen Zwecks werden Laufende zur Verfügung gestellt, die wahrlich oft lieber nicht von den Kommunen der Provinzialverwaltungen kommen. Die deutsche Otmart ist von jeder des Stiefhins Deutschlands gewesen. Nur wenig ist für die Deutschen in den Ostprovinzen getan worden.

Nun zur

Einrichtung des Lagers.

Wuntes Leben und Treiben umgibt uns, Menschen kommen und gehen. Weilsicht wird auf ober angesehen und in die Reihen gezogen. Hier wohnen die Familien, die oft hart an Kopfstein sind und sich vielfach in ihrem bescheidenen Raum kaum drehen und zu wenden vermögen. Diejenigen, die in wenigen Tagen weiter reisen, legen zwar nicht allzu großes Gewicht auf unbedingten Komfort, auf mochnische Einrichtung. An diese sind nicht die Stellen für Obst und Gut weiter, in gut es geht, haben sich ein Nachlager, wenn möglich dieses in den ersten Tagen auch nur aus einem Strohsack besteht, der auf dem Boden liegt. Später allerdings erhalten sie noch Möglichkeit

Besondere Bestimmungen wurden für Arbeitsverrichtungen erlassen. Ein jeder Flüchtling ist verpflichtet, die ihm zugewiesene Arbeit zu verrichten. Diese wird vergütet. Minder hat Arbeitsverdienst in der Stadt gefunden.

Die Einrichtungen und das, was für die Opanten getan wird, kann nicht über den

Notbehelf, das äußerst Primitive und das Elend

hinneinzuweisen. Die ungenügende Verpflegung, die nicht genügend reichhaltig ist, der fortwährende Wechsel der Witterungen und Unwetterkommenen geht über die Kraft und die Mittel hinaus, die dem Rote Kreuz zur Verfügung stehen. Die Zeitnahe hofft zwar, daß vor Eintritt des Winters alle Opanten untergebracht sind. Möglich aber ist diese Ansicht sehr gering. Man weiß gar nicht, wie groß der Andrang und Zustrom in den nächsten Tagen und Wochen sein werden.

Der Zustrom hält an

Berlin, 1. August.

Die Lage der aus Polen zwangsweise vertriebenen deutschen Opanten scheint, wie wir berichtet haben, in dem sich als zu klein erweisenden Schneidemühs Durchgangslager zu einer Katastrophe auszuwachsen. Nach den heute mittag in Berlin vorliegenden Ziffern sind seit gestern wiederum mehrere Tausend vertriebener Personen in Schneidemühl angekommen. Durch die Mitführung von großen Mengen Geflügel, Vieh und Hausrat war ihre Unterbringung in dem bereits überfüllten Lager außerordentlich schwer. Es mußten alle leerstehenden Fabriken, Werkstätten, Guppen usw. zur Unterbringung mit Vertriebenen herangezogen werden.

Au der von polnischer Seite verbreiteten Nachricht, wonach der Berliner polnische Gesandte beim Auswärtigen Amt eine Erklärung der Ausweisungen angelegt habe, wird von zuverlässiger Seite erklärt, daß es sich hier um eine bewußt ausgebreitete

Zwangsverteilung

handelt, um Deutschland die Schuld an dem jetzt über Tausende von Familien weilen Vertriebenen Elend und Leid zu geben. Das Gegenteil ist richtig; die deutschen Stellen haben wiederholt bei der polnischen Regierung eine Erklärung herbeiführen verlangt, sind aber in Warschau stets auf schroffe Ablehnung gestoßen.

Aus Schneidemühl selbst treffen über das Elend der eingetrossenen Flüchtlinge immer neue haarsträubende Schilderungen ein. Man hat die großen Hallen des Lagers durch Dreierverteilung in kleinere Abteilungen zerlegt, in denen auf wenige Quadratmeter Raum

30 bis 40 Köpfe zusammengepfercht

sein sollen. Die einzelnen Familien haben ihren Raum nur durch eine Decke voneinander abgetrennt. Es handelt sich hierüber um Familien mit zahlreichen Kindern. Nur viele der geflohen eingetrossenen Laufende vor nicht einmal Stroh für ein Lager vorhanden. Die preussische Regierungsbefehle erklären hierzu, daß sie diesen Zustrom der Laufende nicht hätten voraussichtlich können.

Severing befehligt die Opantenlager

Berlin, 1. August.

Der preussische Innenminister Severing wird sich am Montag nach Schneidemühl begeben, um dort die Flüchtlingslager zu befehligen.

Danzigs Handelsvereinbarungen mit Polen

Danzig, 1. August.

Die Danziger Delegation, die sich unter Führung des Senators Dr. Franz am Montag, den 27. Juli nach Warschau begeben hatte, ist am Freitag zurückgekehrt. Die Verhandlungen hatten in der Hauptsache folgende Ergebnisse: Die bereits am 26. Juli erzielte und in einem Schutzprotokoll niedergelegte Einigung über die Anwendung der Einfuhrverbote gegenüber dem Deutschen Reich wurde von beiden Seiten unterzeichnet. Damit ist diese Angelegenheit endlich geregelt. Der Weg für die Einfuhr verbotener deutscher Waren für den Eigenbedarf Danzigs ist im Rahmen von Kontingenzen auf Grund der Einfuhrbewilligungen der Danziger Außenpostenstelle über alle Grenzen des Polgebietes sichergestellt.

Achter Deutscher Studententag in Berlin.

Berlin, 1. August.

Im Plenarsitzungsraum des Herrenhauses wurde heute der achte Deutsche Studententag durch den Vorsitzenden der Deutschen Studentenschaft, Bauer, eröffnet. Nach dem Vorspiel aus dem „Mittlering“ ergreift St. phil. Gerhard Juling das Wort zu einer Begrüßungsansprache. Hieran schließt der Rektor der Berliner Universität, Geh. Konzipient Prof. Dr. Karl Sol, das Wort, um den Deutschen Studententag zu begrüßen. Vor allem habe die Gründung der Deutschen Studentenschaft dazu beigetragen, das Gemein- und Ständegedühl der deutschen Studenten zu heben, und zu bewahren, daß sich die deutschen Studenten mit dem deutschen Volk und Vaterlande eng verbunden fühlen. Prof. Dr. Sol ging sodann auf die soziale Frage der deutschen Studenten ein. Zum Schluß wies der Rektor der Berliner Universität noch auf einbringlichen Worten darauf hin, daß die Studenten sich der Vergünstigung, die akademische Bildung genießen zu dürfen, stets und ständig bewußt sein müßten. Vor allem müßte jeder deutsche Student von dem Bewußtsein erfüllt sein, daß der tägliche Mensch nicht erst beim Akademiestudium anfangen, sondern daß der Wert im Wesentlichen und nicht in seiner Bildung liegt. Der hundertfache Gehör unter Leitung von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Max Friedländer sorgte dann einige Reden, u. a. das „Reich vom Rhein“ von Niggel. Eröffnungsberichte und Resolutionen des Rektors an der Universität, Dr. Erich Drach, beschloßen die Feier, die in dem gemeinsamen Lied „Wir halten gefast“ und der Akademischen Festschau beendete, von Wachsams sang.

Druck und Verlag von Otto Zietze.

Berlin, der Redaktion: Herr Gladenmann. Verantwortlich für die Schrift: H. Axel Schmidt; für Layout, Satz und Unterdruck: Dr. Otto Schmitt; für Schriftführung, Mittel- und Druck: Dr. Otto Schmitt. Für den Vertriebsort: West- und Ostdeutschland in Halle - Berlin: Carl Lütjens; Berlin SW 4: Wülfersstraße 12. Berlin: Alfred W. Romer.

Der alte Diener

Unterhaltungsbeilage der Halleschen Zeitung

Der alte Diener

Stiße von Paulrichard Hensel.

Man hatte gewöhnlich den einzelnen Gängen des Festmahles, das zur Eröffnung irgendeiner Ausstellung gegeben wurde, etwas über wissenschaftliche, literarische, politische und literarische gelesenen, und als ich mitleid von der Tafel aufstand, dachte ich den Gedanken: Was gibt es denn noch, das diese Menschen freut? Sind sie nicht an allem, was ihnen begegnet, dieses oder jenes zu dem und immer etwas, das das wertige Gute versetzt? Wissen denn diese Menschen nicht mehr, daß das Leben einen Sinn haben muß, und daß das Leben ein Ziel hat?

In dem sommerwarmen Park setzte ich mich auf eine Bank. Und ich entwarf mir eines Menschen, der mir vor Jahren ein guter Kamerad gewesen ist. Draußen im Orient war es, als wir mit Gefährten und Fremden gegen Wälfenland, Sumpfer und Durst kämpften. Tage lang wüthenden Wälfen waren uns aufgeföhnen. Die Marquettensche bewährte; wir waren nur noch Menschen, die sich zu verteidigen und zu helfen suchten. Wälfen, wenn ich die immer wieder einwirkende heimliche Schmeichelei vor dem Gefährten bescheiden wollte. Sprach ich gern mit dem Führer unseres Flottenbundes, einem stillen, aber tiefen, dessen Gesicht und Gewandtheit uns schon über manche Schwierigkeit hinweggeleitet hatten. Er war von Natur schweigsam und fing nur langsam an, auf meine Fragen von seinem Leben zu erzählen.

„Sie müssen nicht denken“, sagte er eines Abends, „daß man als Diener, wie ich es lange in der Heimat war, ein so unglückliches und gebrühtes Leben führt. Man richtet sich in dem Leben, das einem das Schicksal angedeihet hat, hässlich ein und sucht da und dort irgend etwas an Wege zu pfählen, was Selbstheit und Freude bringen kann. Mit ein wenig Selbstheit, die man sich selbst aneignet, kann man sich ein wenig Glück verschaffen, als ich beim Grafen Stoff war, berichte ich mich in meine junge Frau. Sehen Sie, das dürfte ich, wenn niemand wußte ja davon, und ich gehörte nicht zu der großen Gesellschaft, die Redenswürdigkeit von mir bekommt hätte. Ich war mir selbst ganz und gar in sie verliebt. So ein liebes, stilles Geschick, und das traurige Paar und die schlaffen Glieder...“

Ob sie etwas davon gespürt hat? Aber nein. Daß die Wende glänzte wie keine in der Geschichte, daß in dem Wagen immer frische Straußen standen, daß ich immer auf dem Sprung war, ihr dienlich zu sein — es waren Selbstbehauptungskämpfe für sie. Wenn ich ihr den Schloßpark zeigte, und sie den kleinen Park auf dem Hauptplatz fehte, hatte sie nie einen Blick für mich. Und das war doch wohl ganz in der Ordnung. Schließlich ist die Pflichtenverfüllung doch am besten, die unaufrichtig ist und sich nicht hervorzieht.

Sie sollen nicht schädel über die Frau bei dem denken, was ich Ihnen jetzt weiter erzählen. Daß das Ehepaar nicht sonderlich auseinander Rinnende hatte ich schon schon bemerkt. Nur hatte seine Frau, die sie ihre Mutter und die Kinder und dann und wann eine Epheerose. Wälfen warde ich mir loger Gedanken, wie wohl die Stunden ausfallen, die die Weiden in ihren Zimmern verlebten. Und ich war recht froh, als ich merkte, daß die kleine Gräfin, die immer so still und schüchtern war, den Mann geküßt hatte, an der Gesellschaft eines jungen Fremden Gefallen zu finden. Als ich sie zum ersten Mal an die einsame Teichbühde gefahren hatte, hinter der das Landhaus des fremden Grafen lag, berührte sie beim Aufsteigen meinen Arm mit ihrer rechten Hand und sagte:

„Jetzt, wir sind heute eine Stunde durch den Stadtpark gefahren, ver'aber Sie mich?“

Und dabei sah sie mich an, daß ich mich keinmal bewegen und die kleine Hand geküßt hätte. Sie schaute mir nicht mehr zu sagen. Auch nicht in den folgenden Tagen. Was immer es mich, ob hier Recht oder Unrecht geschah; ich war mir glücklich, der lieben Frau in Heimlichkeit dienen zu können.

Und dann einmal, einige Wochen später — der Winter stand angepöbert vor der Treppe, die Gräfin war im Begriff, einzutreten — kam der Graf die Treppe herunter, in Mantel und mit einem bloß zum Entdecken. Ich hatte schon die Seine in der Hand, da rief er mich an:

„Wohin fahren Sie? Warten Sie, bis ich einseitigen bin!“

Ich erschrak, denn die Gräfin hatte keine Möglichkeit, mir eine andere Bekleidung zu geben. Da stand der Mann auch schon nicht neben mir und sprach mit heiserer Stimme:

„Sie fahren heute den besten Weg, den Sie haben. Sie haben heute den besten Weg, den Sie haben. Sie haben heute den besten Weg, den Sie haben.“

Verwundert gab ich es, und schon war er in den Wagen nachgesprungen und die Pferde gezogen an.

Hinter mir war nichts zu vernehmen. Ich hatte nur noch flüchtig das erlöste Gesicht der Frau gesehen, die rathlos im Hand lag. Dann trübte mich die Gedanken an eigener Ueberzeugung. Auf seinen Fuß durfte ich zu der Gräfin fahren, an der vielleicht ein anderer schmerz verrietete. Ich empfand einen Haß gegen den Grafen, der selbst unglücklich, ein wenig Licht in sein Haus zu bringen, rücksichtslos gegen die Frau war und ihr das hübsche Gesicht hobeln wollte, durch das sie in den letzten Wochen wie ein junger Fräulein aufgetaucht war. Das dürfte nicht sein. Ich dachte daran, den Wagen in einem Ortchen zu fahren, aber konnte ich die Gewandtheit übernehmen, daß der jungen Frau nichts geschah? Nun ging ich gar an zu weinen, leise, mühsam, verhalten —

Da lenkte ich die Pferde durch die breite Allee des Stadtparks hinaus in die stillen Vororte, wo sich noch der Wald zwischen die Häuser drängt, und hielt an der hohen Gitterpforte des Friedhofes.

„Was soll das bedeuten?“ hürte ich die harte Stimme hinter mir.

„Weißt Du denn nicht, daß hier das Grab meiner Mutter ist?“ sagte die Gräfin.

Als ich die Wogenrüttel öffnete, sah mich der Graf an, als wolle er bis an den Grund meiner Seele schauen. Aber ich hielt seinem Worte stand. Da lag eine leichte Bläse der Schwärze über sein Gesicht, und fast gänzlich half er der Gräfin aus dem Wagen —

„Und die Gräfin selbst?“ fragte ich in dem Gefühl, daß die Gräfin noch nicht zu Ende sei.

Der alte Diener sah mich verwundert an. Sie hat gewiß nicht aufpassen. Gestalt hat sie mir nicht. Kommen denn auch ein paar pfiffige, geprübte Worte das freudige Gefühl in mir erziehen, das ich gefahren war, der drohenden Wälfen dieses Tages verjagt hatte? Ich hatte einen Menschen, den ich lieb hatte, helfen können —

Sehen Sie, das sind die kleinen Erlebnisse, mit denen wir unser Leben zugeben, weil wir sie ganz für uns allein erleben. Wenn von dem eigenen Glück erst andere Menschen wissen, ist es meist darum gekommen. Vielleicht kann das nicht jeder. Manche sind unerfährlich und haben darum am wenigsten Freude. Aber sammelt man aus jedem Tag ein kleines Ständchen — man lernt garricht das Unzufriedenheit —

Ich weiß nicht, wie lange ich noch diese Nacht in dem dunklen Park gesessen habe — festgehalten von den Erinnerungen an den einen Mann, der mehr war als ein Diener und ein Kamerad...“

Monika

Stiße von Marga Stehler.

Der, den sie geliebt hatte, war tot. Nervlich stand sie allein in der Welt. Am liebsten wäre sie auch selbst gestorben, aber unter Leben hielt in Gottes Hand. Es blieb ein kostbares Gut, auch wenn wir es nur für einen Augenblick hätten.

So wurde sie Diakonisse — mit vierundzwanzig Jahren.

Schwester Monika.

Es war im Sommer 1918.

Hinter der Front, in einem deutschen Heereslazarett wurde sie stationiert. — Wenn sie in den Krankenpark trat, leuchteten die Augen der Verwundeten auf. Ihre kühlen, weißen Hände schienen Wunder zu bewirken.

Wenn sie damit berührte, der verzog seine Schmerzen, wenn sie über die feiernde Stimme sprach, der wurde still. Ihre eigene Lebensenergie schien auf die anderen überzugehen.

Sie selbst wurde immer blässer.

„Es geht so nicht weiter“, Schwester Monika,“ mahnte der Generalarzt. „Sie müssen unbedingt eine Nacht Ruhe haben, vollkommene Ruhe — so richten Sie Ihre eigene Gesundheit zu Grunde.“

Ein weiches Lächeln legte sich um ihren feingehauchten Mund, ihre blauen Augen strahlten.

„Ich fühle keine Müdigkeit und bin so glücklich, daß ich helfen darf.“

„Aber gut und schön, Schwester Monika, aber für heute nacht besetze ich Ruhe — Schlaf. Morgen sind Sie dafür doppelt frisch.“

Sie vernichte gut und ging.

Angeschiedet legte sie sich auf ihr schmales Bett, und bald darauf senkte sich ihre Wucht in gleichmäßigen Atemzügen — sie schlief.

Da — sie fuhr auf — man hatte sie gerufen, ganz heftig: „Moni —!“

Sie erhob sich und trat auf den langen Korridor hinaus.

Die Nachtschwester sah am Tisch und wackelte zitternd. Sie blühte auf.

Monika sah sich fragen um.

„Wer rief mich?“

„Reiner — das haben Sie wohl geträumt, Schwester Monika.“

Sinnend ging Monika in ihr Kämmerchen zurück, aber kaum hatte sie sich wieder ausgezogen, als abermals ihr Name gerufen wurde, nur dringlicher als das erstemal. Sie sah sich um. — Diesmal war es ihr, als läme der Ruf von draußen. — Sie öffnete das schmale Fenster und blickte hinaus. Niemand war da.

War in der Ferne liegen einige Berggipfel auf, und das Donnern der Geschütze erfüllte die Erde.

Der Mond hatte sich hinter aufsteigendem Gewölbe verborgen. Noch einmal legte sie sich nieder, aber mit dem Schlaf war es vorbei. In dem dritten Male klang ihr Name durch den engen Raum.

„Moni —!“

So heisses Witten lag in dem einen Wort, daß sie entschlossen war, dem Rufe zu folgen.

An der Nachtschwester vorbei, die über ihre Arbeit eingeordnet war, schritt sie, wie von unsichtbaren Händen geführt, den Pfad ins Weite gerichtet, hinaus — durch den mondbesänen Garten, über geräuschige Wiesen und aufgewühlte Acker.

Und sie wanderte — wanderte — Ihre Fuß Schritte.

Dort — an ein geräumtes Gefäß gelehnt, ruhte ein Mann mit geröteten Gliedern.

Er hörte ihr Kommen und hob den drohenden Blick.

„Weten“, rübelte er.

Sie faltete seine Hände ineinander und betete mit ihm.

„Water unser —“

Sein Kopf sank zur Seite — er war tot. Sanft legte sie ihm nieder, drückte ihm die veragelten Augen zu und ging weiter. Und plötzlich hörte sie die Gewandtheit auf; Dreimal war sie gerufen worden — drei klanglose Seelen verlangten nach ihr!

Der Mond hatte sich hinter aufsteigendem Gewölbe verborgen. Mattes Dämmerlicht breitete sich über das weite Feld.

Ein Hund heulte auf — Hagel — jammervoll.

Sie ging dem Klang nach und fand einen großen, blonden Offizier. Langsam riefelte das Blut durch das gerötete Gesicht, über die Rechte, daran der Trauring funkelte. Ein grauer Schieferbund stand bei ihm, letzte feine Hände und sah zu der jungen Schwester auf, als erwarte er Hilfe von ihr — Hilfe für seinen Garten.

Und die Hilfe kam. Beschäftigt setzte Schwester Monika dem Leiden die Helfsäße an die brennenden Lippen und blies bei ihm, bis auch er die Augen schloß — für immer.

Der Hund legte den Kopf auf die Arie seines Herrn und hielt treue Wacht.

Monika ging weiter — suchend — nach dem Dritten.

„Mutter!“

Leise, lautmend rief es in ihrer Nähe.

Sie laufte.

Und wieder ästerte es durch die Luft:

„Mutter!“

Der Wollenfächer vor dem Monde geritz. Silberne Straßen warfen ihr elendes Bild über das Glend der Welt.

Dort bewegte sich etwas — richtete sich mühsam auf.

„Mutter, bist Du endlich da?“

Monika eilte über Steine und Trümmer und sah ein junges Menschenkind — ein Knabe noch. — Groß waren seine Augen

aufgeschlagen — die Arme blinzen Augen. Jetzt hätte Monika Schritte in seiner Nähe.

„Ah, Mutter, daß du doch gekommen bist — wie schön ist mir so allein und es ist so dunkel. Will es denn gar nicht kommen?“

Sie kniete neben ihm nieder. Zärtlich legte er beide Arme um ihren Hals.

„Nimm das Haar von Kopf, Mutter, damit ich dich wieder sehen kann.“

Sollte sie ihm seine Mission gerichten, ihm sagen, daß nicht seine Mutter sei? — Nein, ach nein, Gott würde ihr zeigen, daß sie den freundlichen Traum eines Unglücklichen nicht geritz.

„Ist nicht oft in unserem Leben ein schöner Traum und ein einziges Glück?“

Schweigend blühte sie die Gräule. Sanft und tröstend legte sie die Arme um sein weiches Gesicht. Ihre Tränen tropften nieder.

Er wußte seine Hände in ihr blondes Geflo.

„Nicht weinen, Mutterle — nicht weinen, weil bleiben immer bestimmen. Mutterle — er beliete — Mutterle, bist Du nicht?“

Sie beugte sich tiefer zu ihm. Fast verheer er seinen Mund um ihre bebenden Lippen.

„Wie in blauer, reine Köpfe fühlte sie sich emporgelagert, als ihr war ein Singen und Jubeln, in der Luft ein Singen und Pfeifen.“

Nicht neben dem beiden sich umschlingenden haltenden Menschen schloß das Gefloß ein — alles um sich her vernichtend.

Sie kam niemals zurück — Schwester Monika.

Mahnsteine

Stiße von Martin Barthel.

In einem Walde ein einfaches Grab: Hundert Jahre alt es. Das Franzosengrab wird es genannt, obwohl es die Mahnwüste eines deutschen Soldaten sein soll. Es stammt aus der Franzosenzeit und hat daher seinen Namen erhalten. Anno 1813 hat der Heeresminister hier den Tod auf der Wälfen gefahren.

Somit liegt das Grab verlassen. Auch daß ein Mensch vorüberkommt. Ihn und wieder einmal hat wohl eine unbefahrene Hand Blumen des Waldes zum Schmuck darauf gelegt.

Aber heute — man schreibt Anno 1918 — sind hunderte Jahre genau auf den Tag vergangen, seit jenes Gefloß am Waldesrand liegtgeblieben. Der Frieder hat es einmurmelt aus der Gruft herausgeholt. Es ist ein Denkmal am Grabe errichtet worden. Der Hof heult gewiß werden. Aus dem nahen Dorfe und aus Nachbarorten ist allerhand auf den Weiden. Die Leute sind hier angefallen. Selbst das Infanterieregiment, das die Truppen seiner alten Schützen vor damals wahr, hat eine Offiziersgesellschaft zur Feier entsandt.

Ein feierlicher Frühlingstag. Die großen gelben Blüten der Löwenmäulchen leuchten, gelbes Stierstark glänzt, aus frisch grünen Wiesen. Die ersten Schwalben fliegen durch die Luft.

Fahren wehen. Der Frieder spricht eine Rede am Grabe an sein Gebet. Dann werden Lieder gesungen. Immerlich schallt ein schmerzliches Klagen und ein junger Mann weint nicht mehr 18 Jahren. Doch kennen sie einander nicht.

Ein letztes Lied erklingt: „Morgenrot, Morgenrot...“ Die beiden Abenteurer singen es so eigen ergriffen. Es ist, als ob sie tief auf Gefloß übertritten. Sie schauen einander an und in tiefen Wälfen, als wolle einer in des anderen Seele lesen.

Die Fremden, Vereine und Helfsummer, sind abgezogen. Das Grab ist wieder verlassen, aber reich mit Kränzen geschmückt. Das Mädchen, das zurückgeblieben, geht zum Grabe, hilt her nieder und legt zu den früheren Kränzen einen schlichten gelbblumigen Kranz. Ein bescheidenes Opfer, aber von Herzen gebildet.

Auch der Jüngling schaut nicht unwunderbar aus einigem Abstand nach dem Jügel. Ihn, als hätte der ihm mehr zu sagen als denen, die eben da geehrt und moßengelebte Lieder gesungen haben.

Er geht nieder und reißt dem Mädchen die Hand, gleichfalls als müßte er ihm danken für die toten Heeresmann —

Ein reichliches Jahr später ist viel Gemälde in der neuen Stadt. Aber Leiner Heier gilt es. Kriegsruf Klingt in die heisse Tage der Sommerernte.

Die Soldaten und Gang ziehen die Soldaten hinaus aus Stadt und Rand, die Grenzen des Reiches zu schützen. Immer wieder ziehen ihnen nach. Und unter Kriegseinstellungen auch jenen Jüngling, der als letzter mit jenem schwarzbraunen Wälfen am „Franzosengrab“ stand.

Wälfenmäulchen Hingen löweidig zu strammem Schritze Wälfen münden mit wehenden Fahnen den Abgehenden nach. Jenes schwarzbraune Wälfen ist auch dabei —

Es ist wieder Frühling. Zwei Jahre sind verfloßen seit jenem nahenden Abschied. Auf den Schlafplatz der Campagna dröhnt wütendes Kanonengeklö. Wie Klingt die Glocke des Todes durch junge Mäulchen!

Als die Schlacht verlungen ist, richten sich hiesiger Artz auf. Auch für jenen jungen Mann ein —

Der Mann hat Anspaz nachgeht. Die Lippen blühen und lausend Blüten tummen in ihren Kronen.

Heute will man auch einen Denkstein weihen. Aber nicht für ein in Daten wie einst. Viele sind es, um die man Klage. Die wehenden Fahnen rufen man heran. Zu Fuß und zu Wälfen. Die Heben werden gehalten. Und manches alte Lied erklingt. Gewissen erheben wie während am „Franzosengrab“, nur ohne die schänen Schwärze herat.

Somit liegt das Dorf im Frieden. Von Teleskopglas schäuen Schwärze herat.

Jetzt ziehen kriegsgebiete Frieden in Paradenmäulchen Stein vorüber.

Die Ufer rüdt vorwärts. Und nun ist auch der neuentstandene Stein allein. Von diesem Stein kann man hinterübersehen den Walde in jener Richtung, wo das Infanterieregiment unter Wälfen trümmert. Eine feine junge Dame mit schönem schwarzem Haar und etwas schmerzlichen brennen Augen steht beim Wälfen. Die und spät eine ganze Weile sinnt um das Walde Wälfen. Sie tritt zum Stein auf dem Dorfplatz. Der trägt ganz allein den Namen ihres jungen Kosen. Weil dessen Name in dem Gefloßlein der untersten Schloß gemeinlich ist. Aber sie sieht ihm nicht hier, wie damals drüben am Hügel des Heiers von Anno 1813.

Sie beugt sich nieder. Dunkelrote Rosen hat sie in der Gruft und Licht sie, und Tränen fallen darauf.

Wie große purpurrote Tropfen von Herzblut liegen nun bei Rosen am Stein...“